

Themenweg „Rund um Oberdreis“



Wissens- und Sehenswertes in unserer Gemeinde

Themenweg

„Wissens- und Sehenswertes in der Ortsgemeinde Oberdreis“

Die Einrichtung eines Oberdreiser Themenwegs ist im Rahmen der Dorfmoderation von 2010 geplant worden. Die Grundidee war und ist, den Bewohnern der Gemeinde wie auch interessierten Auswärtigen alles Wissenswerte über die hiesigen Natureigenheiten, über Spuren vergangener Kultur und Hintergründe der heutigen Lebensbedingungen an Ort und Stelle aufzuzeigen.

Konzipiert wurde ein Wanderweg, der 13,4 km lang ist: eine beträchtliche Strecke, so dass sich, zum Beispiel für Familien mit Kindern, eine Erkundung in Etappen empfiehlt. Für Abkürzungen und Gehstrecken nach eigener Planung können die bereits bestehenden Wege „Rund um Oberdreis“, „Rotmilanweg“ und „Puderbacher Land“ genutzt werden. Besondere Schwierigkeiten weist der Themenweg nicht auf, den Höhenunterschied von lediglich 100 Metern gestaltet die Streckenführung in der mildesten Weise.

In den vier Ortschaften Oberdreis, Lautzert, Dendert und Tonzeche sind Übersichtskarten aufgestellt, die den Einstieg in die Wanderwege erleichtern. An zwanzig markanten Punkten stehen gut lesbare Tafeln, die über historische, naturkundliche und aktuelle Besonderheiten der Gemeinde Oberdreis informieren. Dazu gehören z.B. die Ölmühle in Oberdreis, die alte evangelische Kirche, das ehemalige Pfarrhaus, die Paul Deussen-Grabstätte oder die Walzenmühle in Dendert, aber auch Bemerkenswertes aus Wald und Flur, angefangen vom Naturdenkmal Beilstein über keltische Hügelgräber bis hin zur modernen Photovoltaikanlage.

Am 8. September 2012 wurde der „Themenweg“ eröffnet. Er ist das Ergebnis einer intensiven Zusammenarbeit von Jung und Alt, von Zugezogenen und Alteingesessenen, denen es eine Herzenssache ist, kulturelles Gedächtnis und Heimatkenntnis in den vier Oberdreiser Ortsteilen zu bewahren.

Legende

- Aussichtspunkt
- Parkplatz
- Gaststätte
- Themenpunkte Lautert
- Themenpunkte Oberdreis
- Themenpunkte Dendert
- Themenpunkte Tonzeche

- Rundweg „Rund um Oberdreis“
- Alternative Strecke
- Wald
- Ortslage

Die Länge des Rundweges „Rund um Oberdreis“ beträgt ca. 13,4 km bei einem Höhenunterschied von 100 m.

Mehr Informationen zu den einzelnen Themen erhält man auf den Schildern vor Ort.



Walzenmühle



Foto: Thomas Lindelauf

Die „oberschlächtige“ Mühle von Dendert ist eine echte Familienmühle, sie wurde von Generation zu Generation weitervererbt. Im Jahr 1851 bemühte sich Johann Peter Zerres um eine Betriebserlaubnis, die ihm am 13. März 1851 von der Königlich-Preußischen Regierung in Koblenz offiziell erteilt wurde.

Der Wiener Kongress von 1814/15, bei dem man mit

umstrittenem Erfolg eine Neuordnung Europas anstrebte, brachte auch für den Westerwald gravierende Veränderungen mit sich.

Die Wiedschen Grafschaften wurden der Nassauischen Oberhoheit entzogen und unter die Krone Preußens gestellt.

Die der Familie Zerres gewährte Konzession war mit bestimmten Auflagen verbunden, deren Einhaltung jedoch keinerlei Problem darstellte, zumal mit den Besitzern der talabwärts liegenden Mühlen von Hilgert ein gutes Einvernehmen herrschte. Zum Beispiel wurden Tage und Zeiten festgelegt, an denen das Wasser des 1882 gebauten Mühlen- teiches gestaut werden durfte.

Nach Johann Peter Zerres übernahm im Jahre 1892 Wilhelm Eyl die Mühle. Er starb 1945. So fügte es sich, dass Willi Arabin, als er nach Kriegsende nach Hause zurückkehrte, von seinem Großvater die Mühle und die Landwirtschaft übernehmen konnte. Obwohl die Lebensplanung des jungen Willi in eine andere Richtung ging (er wollte Pilot werden), ließ er 1952 den alten Betrieb abreißen und wieder neu aufbauen. Nun verfügte die Mühle über neue Walzenstühle und einen modernen Turbinenantrieb. Deshalb war der Mühlenbetrieb auch 2003 noch voll funktionsfähig. Heute bestehen die Werke weiterhin, die Mühle ist jedoch geschlossen. Es ist die einzige im Kreis Neuwied noch erhaltene Mühle dieser Art.

Wasserhäuschen



Foto: Thomas Lindelauf

Im Jahre 1925 wurde laut Aufschrift am Fuße des Denderter Ahlens zur selbständigen Wasserversorgung des Ortsteils Dendert dieses „Wasserhäuschen“ erbaut. Die dafür gefasste

Quelle „In der Oelsbach“ unterhalb der Sang bzw. Sauerheck speiste stetig – auch in sehr trockenen Sommermonaten – den Behälter des Wasserhauses über ein natürliches Gefälle, d. h. ohne Pumpenunterstützung.

Dendert zählte damals rund 50 Einwohner und der Pro-Kopf-Verbrauch war – verglichen mit dem heutigen Bedarf – sicher noch sehr bescheiden. Denn in früheren Zeiten ohne tägliches Duschen und ohne vollautomatische Waschmaschine war nur einmal in der Woche „großer Waschtage“. Das „stille Örtchen“ war draußen auf dem Hof, auch noch ohne automatische Wasserspülung.

Das kostbare Nass war an erster Stelle lebenswichtig als Trinkwasser und als Flüssigkeit zum Kochen der Mahlzeiten. Ein zusätzlicher Hauptverbraucher war die Landwirtschaft. Denn jeder Familienhaushalt hatte einen kleinen Bauernhof und brauchte Wasser zum Tränken des Viehs im Stall.

In den 60er Jahren wurde die Oelsbach-Quelle wegen „angeblich“ zu schlechter Wasserqualität aufgegeben. Seither gehört Dendert zur Wasserversorgung der „Quelle Lautzert“.

Denderter Ahlen



Foto: Thomas Lindelauf

Dieser bewaldete Baum- und Gehölzstreifen in der Feldflur wurde früher im 20- bis 25jährigen Abstand „auf den Stock gesetzt“ (Schlagholz). Das anfallende Nutzholz diente nicht – wie heutzutage – nur zu Heizzwecken in der kalten Jahreszeit. Brandholz brauchte man früher auch tagtäglich zum Anheizen des Herdes als Kochstelle für die Mahlzeiten. Außerdem benutzte man Brennholz zum Erhitzen von Wasser, sei es für die wöchentliche Kochwäsche im Waschkessel oder zum Warmwasserbaden am Samstag.

Nach dem letzten starken Rückschnitt vor schätzungsweise über 70 Jahren sind einzelne stark dimensionierte Eichen „durchgewachsen“, neben Hainbuchen, Wildkirchen und verschiedenen einheimischen Straucharten.

Der Denderter Ahlen bildet als natürlicher Windschutzstreifen eine „Windbremse“ in der Feldflur und ist gleichzeitig eine „fingerartige“ Verlängerung zur „Hand“ des unmittelbar angrenzenden Waldes. Besonders eindrucksvoll blühen im Frühjahr die wilden Kirschbäume, die schon von weitem zu sehen sind.

Keltisches Hügelgrab

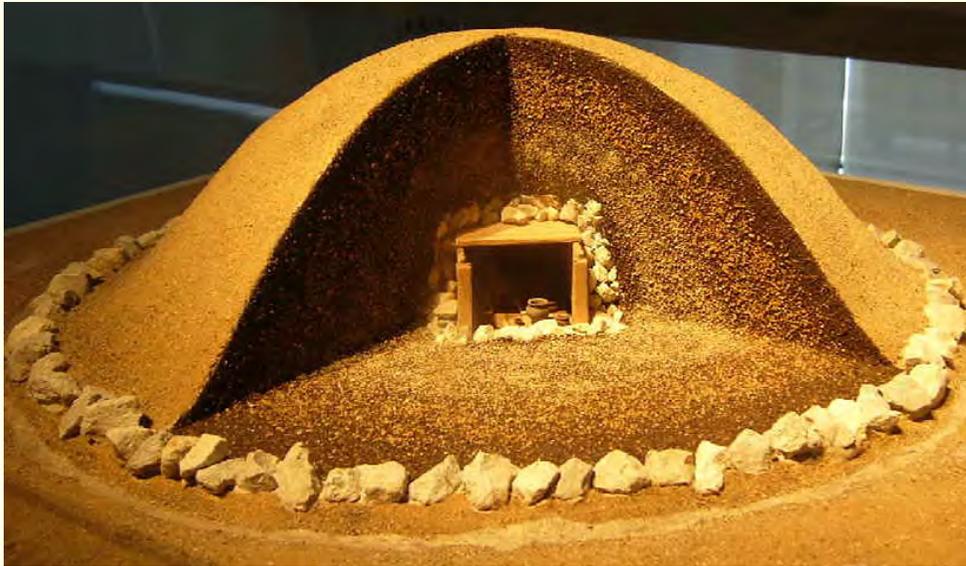


Foto: Rüdiger Ramseger

Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

Zeitstellung:	etwa 500 - 200 v. Chr.
Kultur:	Hallstatt- oder Latène-Kultur
Lage:	an einem alten Höhenweg durch die Sang weiter in den Oberwesterwald
Durchmesser :	10 - 15 m
Originalhöhe:	ca. 1,50 m

Historischer Hintergrund: Unsere keltischen Vorkolonisten beerdigten ihre Toten sowohl in Form einer Ganzkörper- als auch als Brandbestattung in einer Urne. In dieser relativ aufwändigen Art wurden vor allem die Clanchefs oder sonstige wichtige Persönlichkeiten einer Siedlung bestattet.

Diese Bestattung geschah zumeist auf einer Anhöhe, manchmal auch an einer wichtigen Durchgangsstraße. Für die Kelten waren Höhen, Seen, Berge, Bäume und andere sichtbare Orte des Übergangs beseelt und heilig. Grabbeigaben konnten Waffen, Schmuck, Ketten, aber auch Nahrungsmittel für die Reise ins Jenseits sein. In diesem Grab dürften aber keinerlei wertvolle Beigaben zu finden sein, da der saure Waldboden wahrscheinlich alle Teile aus Metall (Eisen, Bronze) sowie alles organische Material mit der Zeit vernichtet hat.

In nördlicher Richtung mit Blick ins Wambachtal hat man 1961 einen Getreide-Reibstein aus Mayener Basalt – einen sogenannten Napoleonshut – gefunden, was auf eine längere keltische Siedlung in diesem Tal hindeutet. Er befindet sich heute im Landschaftsmuseum Westerwald in Hachenburg.

Keltisches Hügelgrab

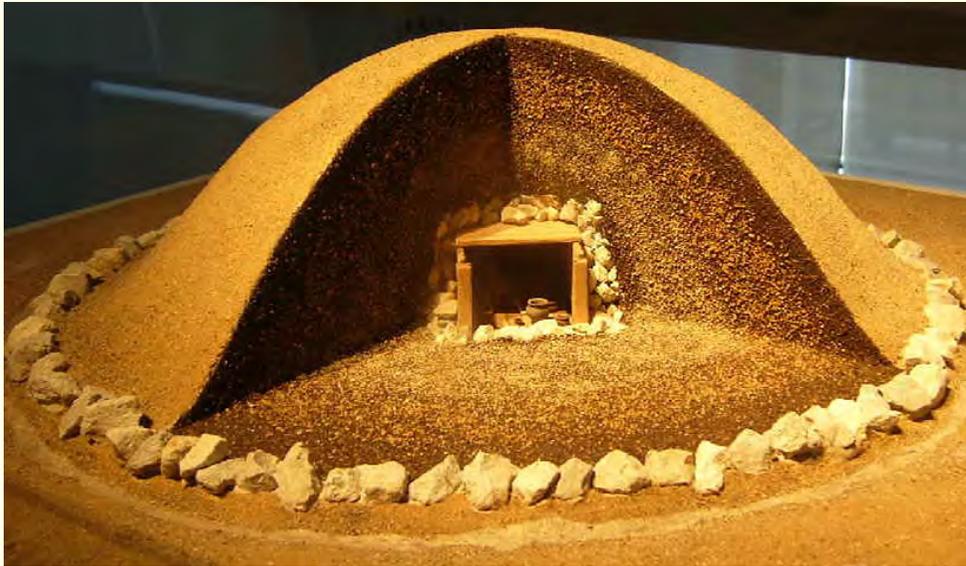


Foto: Rüdiger Ramseger

Germanisches Nationalmuseum Nürnberg

Zeitstellung:	etwa 500 - 200 v. Chr.
Kultur:	Hallstatt- oder Latène-Kultur
Lage:	an einem alten Höhenweg durch die Sang weiter in den Oberwesterwald
Durchmesser :	10 - 15 m
Originalhöhe:	ca. 1,50 m

Historischer Hintergrund: Unsere keltischen Vorkolonnen beerdigten ihre Toten sowohl in Form einer Ganzkörper- als auch als Brandbestattung in einer Urne. In dieser relativ aufwändigen Art wurden vor allem die Clanchefs oder sonstige wichtige Persönlichkeiten einer Siedlung bestattet.

Diese Bestattung geschah zumeist auf einer Anhöhe, manchmal auch an einer wichtigen Durchgangsstraße. Für die Kelten waren Höhen, Seen, Berge, Bäume und andere sichtbare Orte des Übergangs beseelt und heilig. Grabbeigaben konnten Waffen, Schmuck, Ketten, aber auch Nahrungsmittel für die Reise ins Jenseits sein. In diesem Grab dürften aber keinerlei wertvolle Beigaben zu finden sein, da der saure Waldboden wahrscheinlich alle Teile aus Metall (Eisen, Bronze) sowie alles organische Material mit der Zeit vernichtet hat.

In nördlicher Richtung mit Blick ins Wambachtal hat man 1961 einen Getreide-Reibstein aus Mayener Basalt – einen sogenannten Napoleonshut – gefunden, was auf eine längere keltische Siedlung in diesem Tal hindeutet. Er befindet sich heute im Landschaftsmuseum Westerwald in Hachenburg.

Die Dreispitz

L2

Die Dreispitz hat den Namen von den hier einst zusammenlaufenden Grenzen der Grafschaften

Wied

Sayn-Altenkirchen

Sayn-Hachenburg

Aufgrund von hundertjährigen Grenzstreitigkeiten wurde im sogen. "Steimeler Vergleich" am 13.05.1766 unter Graf Alexander zu Wied, die Grenzen neu festgesetzt. Am abgesteinten acht Meter breiten Grenzstreifen (Lautzert 2,50 m / Berod 5,50 m) vereinten sich nun die drei Länder.

Durch die neue Grenze konnten nun aber die Zigeuner, die sich sonst nur drei Tage an einem Ort aufhalten durften, hier neun Tage aufhalten. Sie brauchten nicht weiterziehen, sondern nur ihre Wagen über den Weg ins "benachbarte" Land ziehen.

Ab 1815 wurde die Gegend zum Grenzgebiet zwischen Preußen und Nassau. Die Grenzsteine wurden erneuert und mit Initialien KP für Königreich Preußen und HN für Herzogtum Nassau versehen.

Die Grenzsteine wurden durch den Ausbau der Waldstr. und Beschädigung mit immer breiteren landwirtschaftl. Maschinen leider zerstört.

Diese Tafel wurde anl. der 500-Jahrfeier von Lautzert im Jahre 2002 aufgestellt.

In der Tränke

L3

Am 13.05.1766 wurde unter Graf Alexander zu Wied die Grenzen im sog. "Steimeler Vergleich" neu festgesetzt. Dies geschah aufgrund hundertjähriger Grenzstreitigkeiten. Die Grenze wurde mit einer Breite von 2,50 m für Lautzert und 5,50 m für Berod abgesteint. Der Grenzstreifen dient als doppelter Fahrweg.

Ab 1815 wurde die Gegend zum Grenzgebiet zwischen Preußen und Nassau. Die Grenzsteine wurden erneuert und mit Initialien KP für Königreich Preußen und HN für Herzogtum Nassau versehen.

Von den hier einst stehenden zwei Grenzsteinen konnte einer am Anwesen von Walter Hoffmann, von ihm selbst und von Arthur Oestreich gerettet werden. Der bereits zerstörte Stein dient als Fundament des neu aufgestellten Grenzsteines.

Diese Tafel wurde anl. der 500-Jahrfeier von Lautzert im Jahre 2002 aufgestellt.

Grenzeiche



Foto: Thomas Lindelauf

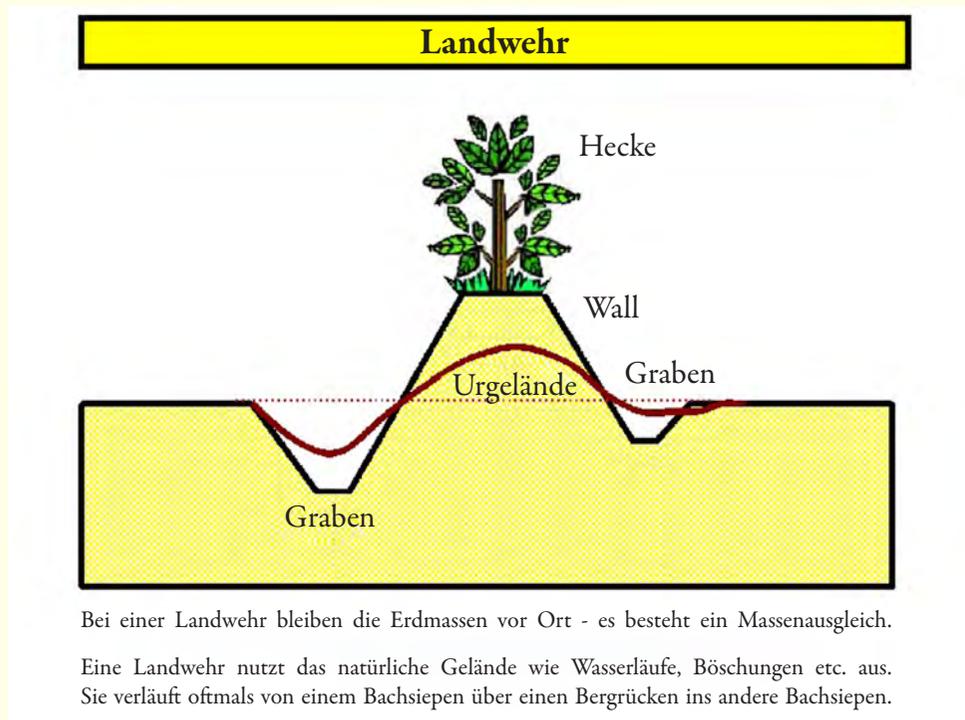
In früheren Jahrhunderten wurden auf der Grenze stehende Bäume, vorzugsweise langlebige Eichen, zur Markierung des Grenzverlaufs genutzt. Diese Grenzbäume wurden auch Mal-, Lass-, Loch- oder Lachbaum genannt. Lach (mhd.), dazu lachus (mlat.) bedeutet Einhieb, eine Kerbe in der Form des Andreaskreuzes (X). Dieses Kreuz war stets drei Fuß (1 Fuß = 30,48 cm) über dem Boden angebracht und in der Mitte mit einem Loch versehen. Der

Balken eines solchen „Kreuzlochen“ war mit drei Zoll (1 Zoll = 2,54 cm) angegeben. Der Ausdruck Malbaum erklärt sich von dem eingekerbten Mal, Lassbaum, weil man ihn stehen lässt, um daran zu erinnern: Hier ist die Grenze.

Mutwillige Beschädigungen oder Zerstörungen an Grenzzeichen wurden damals hart bestraft. Die berühmte „Carolina“, das erste deutsche Strafgesetz, das 1532 unter Karl V. entstand, drohte mit dem Abhacken der Frevelhand und Landesverweis. Schon im Alten Testament ist im 5. Buch Mose, 27,17, zu lesen: „Verflucht sei, wer den Grenzstein seines Nachbarn verrückt!“

Die Grenze zwischen der Grafschaft Wied (Ort Lautzert), Sayn-Hachenburg (Ort Berod) wurde am 13.05.1766 in Steimel neu festgesetzt. Nach 1815 wurden an der nassauisch-preußischen Grenze Grenzsteine gesetzt mit einem Grenzstreifen von acht Metern, 2,50 Meter Abstand für Lautzert und 5,50 Meter für Berod.

Gebück – Landwehrgraben



Grafik: Wolfgang Poguntke

<http://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Landwehr-Skizze.jpg>

Das Oberdreiser Gebück gab einer noch heute bestehenden Forstflur oberhalb des hier zu sehenden Grabens seinen

Namen und wurde erstmalig 1556 urkundlich erwähnt. Der hier deutlich zu sehende Landwehrgraben aus dem späten Mittelalter (etwa 13./14. Jh.) diente bis 1700 als sichtbare Grenzmarkierung und Grenzsicherung – teilweise auch im Parallellauf – zur benachbarten Saynischen Herrschaft.

Seine ursprüngliche Funktion hing auch mit einer Straßensicherung zum alten Verlauf der von Gieleroth kommenden Hohen Straße zusammen.

Die Wälle wurden sehr oft mit Dornen und Hainbuchen bepflanzt und verbogen, so dass ein teilweise undurchdringliches sogenanntes Gebück entstand, um das Eindringen von Feinden, Diebesbanden und wilden Tieren zu unterbinden, aber auch um die Fremdbeweidung und den Holzraub durch die Bewohner der Nachbarorte zu verhindern. Da aber eine ständige Bewachung durch die Dorfbewohner nicht zu leisten war, konnte eine lückenlose Sicherung natürlich nicht gewährleistet werden.

Ehemalige Eisenverhüttung



Nachbau eines keltischen Rennofens zur Eisengewinnung

In der Waldflur Scheid erhebt sich ein kleines Hügelchen und verweist nach näherer Untersuchung durch das Auffinden von Schlackeresten auf einen mittelalterlichen Eisenverhüttungsplatz (etwa 12./13. Jh.).

Es gab zur damaligen Zeit im Westerwald etliche solcher Plätze, an denen ein sog. *Rennofen* zur Gewinnung von Eisen aus Eisenerz eingesetzt wurde. Dazu wurde der Ofen abwechselnd mit Holzkohle und fein zerkleinertem Erz befüllt. Bei ca. 1200 °C wurde ein Teil des Eisenerzes zu Eisen reduziert. Es entstand die *Luppe*, ein schlackehaltiger Eisenklumpen, auch „Ofensau“ genannt, der für die Weiterverarbeitung ausgeschmiedet wurde. Dabei wurden Holzkohle- und Schlackenreste ausgetrieben. Als Endprodukt entstand ein direkt schmiedbares Eisen.

Eisen war damals ein sehr seltener elementarer Rohstoff, überaus wertvoll bei der Herstellung von haltbarem Gerät für die Rodungen, die Landwirtschaft und auch für Waffen. Nicht selten befanden sich an den Verhüttungsplätzen zusätzlich sogenannte Waldschmieden.

Ehemaliger Reichsarbeitsdienst (RAD)



Arbeitsdienst (ca. 1940) © de:user:Philipendula

Seit 1935 war im NS-Regime der halbjährige Arbeitsdienst für männliche Jugendliche zwischen 18 und 25 Jahren obligatorisch, für weibliche zunächst freiwillig. Unter dem Motto „Mit Spaten und Ähre“ zogen diese

Arbeitskolonnen durch Deutschland, legten Moore trocken, kultivierten neues Ackerland oder wirkten beim Bau der Reichsautobahn und des Westwalls mit. Die Bezahlung lag kaum über dem Arbeitslosengeld; diese Einsätze galten, wie es offiziell hieß, als „Ehrendienst am deutschen Volke“.

Von Altenkirchen aus marschierte der dort stationierte Arbeitsdienst jeden Morgen in Formation zum Einsatz nach Lautzert. Am Dorfeingang wurde ein Marschlied angestimmt. Statt Gewehren trugen die Männer blankgeputzte Zierspaten auf der Schulter. Zum Arbeiten wurden separate

Spaten verwendet. An dem Weg vom Wiesenweg durch den „Ahlen“ dienten zwei Arbeitsbaracken als Unterkunft.

1937 wurde mit der Rodung des Eichenbestandes „Im Ahlen“ begonnen. Die Wurzelstöcke wurden mit Spaten und Spitzhacke vom Erdreich freigelegt und anschließend mit langen Hölzern unterfangen. In Kreisbewegungen versuchten mehrere Männer den Wurzelstock zu lösen. Manchmal mussten die Pferde, die zum Herausziehen bereitstanden, mit angespannt werden. Sehr selten wurden Sprengkapseln eingesetzt. In aller Regel vollzogen sich die Arbeiten des RAD nur mit Spaten, Hacke und körperlicher Kraft. Die Löcher wurden mit Erde verfüllt und die Wurzelstöcke konnten als Brennholz aufgearbeitet werden. Zudem wurden von der „Höhe“ Richtung „Lautzenthal“ zum Dreisbach und vom Wiesenweg Richtung „Hobbach“, „In den Tröchen“ (heutige Fischteichanlage) und „Auf dem Siebenmorgen“ Drainagen aus Tonrohren von 30 x 8 cm gelegt. Die begonnenen Arbeiten wurden 1939/40 eingestellt und der Reichsarbeitsdienst zum Kriegseinsatz abgezogen.

Schindkaul (Schindwasen)

„Auf der Schindkaul“ ist ein alter Gemarkungsname.

Schindkaul, oft auch *Schindwasen* genannt, setzt sich aus den Wörtern *Schind* (abdecken, abhäuten von verendetem Vieh) und *Kaul* bzw. *Wasen* zusammen.

Das verendete Vieh wurde nach dem *Schinden* (abdecken, abhäuten) an der Gemarkungsgrenze in festgelegten *Kaulen* (Senke, Grube, Loch) bzw. *Wasen* (Wiesen) vergraben.

Nicht verschwiegen werden sollte indes, dass in früheren Zeiten neben dem verendetem Vieh auch die zum Tode verurteilten Menschen und sonstige, nach alten Moralvorstellungen als Übeltäter Verachtete, wie etwa Selbstmörder, aber auch frühverstorbene ungetaufte Kinder ohne kirchlichen Segen auf dem Schindwasen verscharrt wurden.

Später, noch bis ins 19. Jahrhundert hinein, wurden die Leichname von Verdamnten, Verurteilten und denen, die

den Freitod gewählt hatten, neben dem Friedhof, dem Gottesacker beigesetzt.

Hierzu ein Auszug aus *Der abenteuerliche Simplicissimus* von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen, 1669:

Es wird mir aber besorglich kuenftig mehrers zu tun nicht obliegen, dann dass ich deinen Leib, wann ihn deine arme Seele in solchem verdammten Stand verlaessst, an kein geweiht Ort zu andern frommen abgestorbenen Christen begraben, sondern auf den Schindwasen bei die Cadavera des verreckten Viehs hinschleppen lasse, oder an denjenigen Ort, da man andere Gottsvergessene und Verzweifelte hintut!

Zur Erinnerung an Maurice



Am Samstag, dem 18.11.1944, kreisten gegen 14:30 Uhr über Lautzert feindliche Bomber.

Die Lautzertter Familie Schmuck, genannt Krestjes, mit der Oma Karoline, Mutter Klara und Töchterchen Inge sowie dem französischen Kriegsgefangenen Maurice (Moritz), saß beieinander und aß Streuselkuchen. Auf einmal sprang Maurice auf und rief:

„Alles raus ins Backhaus, die Flieger klinken Bomben aus!“ Doch die Frauen nebst Maurice kamen nur noch bis in den Flur, als schon die Decke herabfiel und die panisch Erschreckten zu Boden warf. Es gelang ihnen aber, nach draußen zu kommen und ins Backhaus gegenüber zu fliehen.

Maurice kam bei dem Luftangriff der Engländer ums Leben. Er hatte Inge in Sicherheit gebracht, sich selbst aber nicht retten können. Das Haus wurde total zerstört.

Bis zur Überführung seiner Gebeine 1951 nach Frankreich war Maurice hier an dieser Stelle bestattet.



Maurice und Inge

En mémoire de Maurice

Samedi, le 18.11.1944 vers 14.30 heures, des bombardiers hostiles tournaient sur le village de Lautzert.

La famille Schmuck, nommé Krestjes, était à la maison en mangeant le bon gâteau croquant, grand'-mère Karoline, la mère Klara et sa fille Inge, et avec elles également Maurice (Moritz), un prisonnier de guerre français. Soudain Maurice a sauté en

criant: „Vite, vite, au fournil, allez-y! Ils vont jeter les bombes!“ Les femmes et Maurice ont commencé à courir, en pleine panique, mais, encore dans le couloir, le plafond est tombé sur eux et les a abattus. Quand-même ils ont pu s'enfuir et se garder dans le fournil en face.

C'était Maurice qui a réussi à mettre Inge à l'abri, mais, hélas, en sauvant la vie de la jeune femme, il a perdu la sienne. Il est devenu victime des attaques anglaises. La maison était détruite totalement.

Maurice a été enterré à cet endroit-ci jusqu'au repatriement de sa dépouille mortelle en France en 1951.

Ehemaliger Gertrudenhof



So ähnlich kann der Gertrudenhof ausgesehen haben.

Die älteste erhaltene Urkunde stammt aus dem Jahre 1548. Die Gertrudenhöfe in den heutigen Ortsteilen Dendert und Lautzert der Ortsgemeinde Oberdreis hatten neben dem Winkelbacher Hof und dem Hachenburger Hof in Oberdreis mit ihrer Bewirtschaftung für die Unterhaltung der Oberdreiser Kirche zu sorgen.

Die Vermutung liegt nahe, dass der Hof sich an der Gemarkung zu Rodenbach „Ober der Altenkirchener Straße“ oberhalb des Lautzert Friedhofes befand, denn diese Grundstücke sind noch heute Eigentum der evangelischen Kirchengemeinde. 1791 war der Hof von Rodenbacher Bauern gepachtet. Im Jahre 1779 werden die Güter des Gertrudenhofes zu Lautzert wie folgt genannt:

Bei dem „Oberholz“ (dort die meisten Güter) längs der

„Lautzert Straße“ an dem „Rodenbacher Hahn“, früher das „Blumigte Stück“ geheißen, eben dort auf dem „Blumigten Stück“ oberhalb von Rodenbach längs der alten Kirchstraß „Am Schoneberg“, „In der niedersten Heggen“ und „Unter dem Steinrücken“.

Weitere Bestätigung finden wir darin, dass in dieser Güteraufzählung der Name Rodenbach erwähnt wird und der Hof von Rodenbacher Bauern gepachtet war, sowie in der heutigen Bezeichnung „Vor dem Lautzert Pfad“. Dieser Pfad endet heute noch als Feldweg direkt an der Mitte der o. g. Grundstücke, ohne eine Verbindung zu anderen Wegen einzugehen. Die Vermutung liegt nahe, dass der Weg direkt in den Gertrudenhof hinein führte, da auch die Grundstücksteile verschiedene Bodenbeschaffenheiten aufweisen.

St. Gertraud oder die Heilige Gertrud von Nivelles (* 626, † 17. März 659): Gertrud (althochdt. Girtrauden, bedeutet die Speerstarke) ist Schutzpatronin der Krankenhäuser, Handwerksburschen, der Reisenden, der Bauern und der Gärtner.

Evangelische Kirche



Zeichnung: Gerhard Helm 2002

Die Kirche in den 50iger Jahren

Nach ungesicherten Quellen dürfte die Grundsteinlegung zu diesem Gotteshaus um das Jahr 1000 gelegen haben.

Im Jahre 1253 wurde die Kirche zum ersten Mal urkundlich erwähnt. Als Schutzpatronin der Oberdreiser Kirche wurde zunächst St. Gertrud benannt. Die Kirche in „Dreyse“ wird in der „Taxa Generalis“ des Erzstiftes Trier um 1330 genannt. Das Präsentationsrecht übte 1525 der Graf von Wied aus. Der erste protestantische Pfarrer war Arnold Knopaeus.

Im Dreißigjährigen Krieg wurde die Kirche 1633/34 als Pferdestall genutzt.

1763 stürzte der Turm der älteren Kirche ein. Erst 1792 wurde mit der Wiederherstellung begonnen, die faktisch im Neubau der gesamten Kirche 1795 endete. Turmhelm, Laterne und Haube im spätbarocken Stil stammen noch aus dieser Zeit.

Die alte Kirche, von der nur der Turmunterbau erhalten ist, war Wehrkirche. Die Lage, die starke und mächtige Friedhofsmauer, der wehrhafte Turm mit Lichtschlitzen und Zwillingsarkaden sind auch heute noch entsprechende Zeugen dafür.

Zu Zeiten Pfarrer Adam Deussens (1843-1884), wurde die Kirche renoviert und das Pfarrhaus gebaut. Im Jahre 1845 konnte die erste Orgel von Pfarrer Deussen am 16.11. eingeweiht werden.

Das Leben in Oberdreis ließ keinen Raum für Hilfe beim Kirchenbau. Die Felder brachten geringe Erträge, Steuern lasteten schwer auf den Kirchspielsleuten. Nach Genehmigung des Fürsten zu Wied wurde eine landesweite Kollekte zugunsten der Oberdreiser Kirche erhoben. Im Sommer 1900 wurden umfangreiche Instandsetzungsarbeiten für 10.260 Mark durchgeführt.

Die erste Glocke von 1491 ist 1853 gesprungen. Sie trug die Inschrift „Maria heiße ich, Petrus leiden ich, alle Ungewitter vertreiben ich“. Die St. Peter geweihten Glocken deuteten auf die Zugehörigkeit zu der Kirche St. Peter in Köln hin. Im Jahre 1901 wurden neue Glocken angeschafft. Ohne die vielen Liebesgaben aus dem Lande wären die 8000 RM nicht aufgebracht worden. 1950/51 wurde eine Glocke ersetzt.

1968 wurde die Kirche um den heutigen Altarraum erweitert, der Eingang der Kirche an die Vorderseite des Turmes, die Innentreppe vom Turm in das Kirchenschiff verlegt und die Heizungsanlage erneuert. 1976 kam die neue Orgel in die Kirche.

Im Jahr 2002 konnte die Kirche am 03.11. nach 4-monatiger Renovierung wieder in Dienst genommen werden. (Arbeiten an Dach, Grundmauern, Innen- und Aussenwänden, Orgel, Heizungsanlage). Die Gesamtbaukosten beliefen sich auf ca. 200.000 Euro.

Ehemaliges Pfarrhaus und Elternhaus Paul Deussens

Adam Deussen, der von 1843 bis 1884 als Oberdreiser Gemeindepfarrer wirkte, ließ 1853 das baufällige alte Pfarrhaus abreißen und ein neues errichten.



Am 7. Januar 1845 war **Paul Deussen** als drittes Kind von „Pasdur“ Deussen und seiner Frau Jakobine, geb. Ingelbach, in Oberdreis zur Welt gekommen. Er wuchs in einer landwirtschaftlich geschäftigen Pfarrei auf, in dem die Frau Pastorin zudem ein Pensionat zur Erziehung höherer Töchter führte.

Nach der Elementarschule in Oberdreis und zwei Jahren Gymnasium in Elberfeld wurde Paul ins Elite-Internat Pforta bei Naumburg aufgenommen, wo er **Friedrich Nietzsche** kennenlernte. Nach dem Abitur 1864 verbrachte er mit dem genialen Freund gemeinsame Ferientage im „glücklichen Oberdreis“, so Nietzsche später in einem Brief.



In Bonn studierten die beiden dann Theologie und klassische Philologie; über Karneval 1865 kam Nietzsche zu einem zweiten Besuch nach Oberdreis. Ihre Wege trennten sich, als Nietzsche nach Leipzig und Deussen nach Tübingen und Berlin wechselte.

Inzwischen hatte Paul sein Herz für die Gelehrtensprache Indiens entdeckt, das Sanskrit. Vor allem bei Schopenhauer, auf den ihn Nietzsche vehement aufmerksam gemacht hatte, fand Deussen überzeugende Appelle, endlich die heiligen Schriften

Indiens in westliche Sprachen zu übersetzen. Zunächst machte er aber seinen philosophischen Doktor mit einer Arbeit über Platos Dialog *Sophistes*. Erstes Geld verdiente er als Lehrer in Minden und Marburg. Nietzsche, mit dem er lebenslang in Verbindung blieb, vermittelte ihm eine gutdotierte Hauslehrerstelle bei einer russischen Adelsfamilie, um deren Sohn er sich in Genf und Aachen kümmerte. Als Privatdozent hielt er Vorlesungen an den dortigen Universitäten und schrieb sein erstes Buch, *Die Elemente der Metaphysik*, das 1877 erschien. 1881 habilitierte er sich in Berlin mit dem Werk *Das System des Vedanta*, heiratete die junge Marie Volkmar und wurde erst außerordentlicher, dann in Kiel ordentlicher Professor für Philosophie, wo er am 6. Juli 1919 starb. Seine Grabstätte befindet sich hier in Oberdreis neben der evangelischen Kirche.



2008 erschien eine von Heiner Feldhoff verfasste Biographie: *Nietzsches Freund. Die Lebensgeschichte des Paul Deussen*.

Eine zweite geistesgeschichtliche Persönlichkeit von bedeutender Reputation wurde im Oberdreiser Pfarrhaus geboren: **Friedrich Jakob Schmitthenner** (1796-1850), als Sohn des von 1795 bis 1814 amtierenden Ortspfarrers David Jacob Schmitthenner. Der vielseitig begabte F. J. Schmitthenner wurde bereits 1815 Rektor in Dierdorf und später Professor für Geschichte in Gießen. Er machte sich gleichzeitig als Sprachforscher und Verfasser grammatischer Lehrwerke einen Namen sowie als Staatsrechtler und Nationalökonom.

Grabstätte Paul Deussen

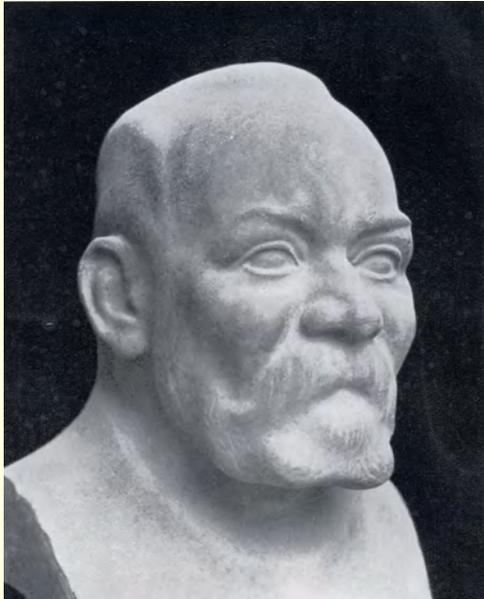


Foto: Schopenhauer-Archiv Frankfurt

Am 7. Januar 1845 wurde Paul Deussen als Sohn des Pastors Adam Deussen und seiner Frau Jakobine, geb. Ingelbach, im Pfarrhaus zu Oberdreis geboren. Seiner Westerwälder Heimat blieb Deussen lebenslang verbunden. Nach unruhigen Jahren als Hauslehrer und Privatdozent wurde er ordentlicher Professor für Philosophie in Kiel, wo er am 6. Juli 1919

starb. Im Familiengrab auf dem Kirchhof hier an dieser Stelle ruht die Urne mit seiner Asche.

Als Sanskrit-Forscher und -Übersetzer hat Deussen für das christliche Abendland Pionierarbeit geleistet. In seiner Schrift *Zur Genealogie der Moral* spricht Nietzsche von dem „ersten

wirklichen Kenner der indischen Philosophie in Europa, meinem Freunde Paul Deussen“. Deussens eigenes Denken basierte auf den Lehren Immanuel Kants und vor allem Arthur Schopenhauers. Er gab ab 1911 dessen Gesamtwerk heraus und begründete im gleichen Jahr die Schopenhauer-Gesellschaft. Viele Geistesmenschen des 20. Jahrhunderts zählen Deussen-Bücher zu ihren Quellen, z. B. Thomas Mann, Hermann Hesse und Erwin Schrödinger. Seine Upanishaden-Übersetzung gilt noch heute als Standardwerk. *Mein Leben*, Deussens Autobiographie, sowie seine *Erinnerungen an Indien* beschreiben nachdrücklich, wie sehr Heimat und Fremde zueinander gehören, wie gut Denken und Glauben daran tun, die Grenzen des Eigenen zu überschreiten.

Einen Nutzen wird das allgemeinere Bekanntwerden der indischen Weltanschauung doch haben, diesen nämlich: uns zum Bewusstsein zu bringen, daß wir mit unserm gesamten religiösen und philosophischen Denken in einer kolossalen Einseitigkeit stecken.

Paul Deussen

„Backes“



Zeichnung: Gerhard Helm 2002

Im Jahre 1986 errichteten Mitglieder des Oberdreiser Verkehrsvereins in Eigenleistung neben dem ehemaligen Feuerwehrhaus den „Backes“ – ein Backhaus in Fachwerkbauweise.

Der Backofen stand ursprünglich in der benachbarten Ortsgemeinde Herptheroth. Es ist anzunehmen, dass der Backofen bereits aus der Nachkriegszeit stammt, da er einstöckig ist. Die zweistöckigen Öfen wurden vor dem Krieg benutzt. Für den Bogen wurde Tuffstein genommen, der heute nicht mehr abgebaut werden darf. Nach einem Jahr Bauzeit konnte zum Himmelfahrtsfest 1987 die Einweihung gefeiert werden. Seither wird der Steinofen in regelmäßigen Abständen von Mitgliedern des „Backesvereins“ durch Holzfeuerung beheizt, dann die Glut entfernt und die Brote auf dem heißen Stein gebacken. Das Oberdreiser Backesbrot wird auf Sauerteigbasis für den Eigenbedarf hergestellt.

Im Wechsel mit anderen Vereinen des Ortes organisiert der Verkehrsverein Oberdreis/Dendert das jährliche Himmelfahrtsfest, an dem sich die Dorfbevölkerung am Oberdreiser Backes zum gemeinsamen Feiern trifft. Die helfenden Vereine waren die *Dorfjugend Oberdreis*, *Freiwillige Feuerwehr Oberdreis*, *Männergesangsverein 1922 Oberdreis*, *Tennisclub Oberdreis* und die *TM Wiesental Rangers Oberdreis*.

Töpferei Schmidt



Ursprünglich kommt die Familie Schmidt aus Breitscheid im Dillkreis. In Kirchenbüchern wurde sie erstmals 1532 erwähnt. Da fast vierzig Töpfereien dort auf dem Hohen Westerwald ansässig waren, zog Johannes Peter Schmidt aus dem

Nassauischen ins Wiedische und gründete 1835 die Töpferei in Oberdreis. Im Oberdreiser Wald fand er reichliche Vorkommen von gutem, weißem Ton, auch *weißes Gold* genannt.

Der Ton wurde in einem Glockenschacht abgebaut. Die etwa 3 m tiefe Grube hatte die Form einer Glocke, daher der Name. Der Einstieg wurde gegen Einstürzen mit einem Weidengeflecht gesichert. Der gegrabene Ton wurde mittels einer selbstgebauten Seiltrommel und einer Kurbel nach oben gezogen.

Den Tonvorrat verarbeitete man in der „Erdstube“ auf einer Schubscheibe. Die so geformten Stücke wurden mit einem Malhorn, einem kleinen Tongefäß mit einem Loch an der Seite, woran ein Federkiel befestigt ist, verziert. Für die Malerei verwendete der Töpfer eingefärbten Tonschlicker, Engobe genannt. Abschließend wurden im selbstgebauten „Kasseler Ofen“ die zuvor transparent glasierten Stücke gebrannt.

Bis zum Ersten Weltkrieg verkaufte sich das Gebrauchsgeschirr, das in den Haushalten der Bürger von Oberdreis und Umgebung zu finden war, sehr gut. Die beiden Weltkriege brachten die Arbeiten allerdings zum Erliegen. Von 1950 bis 1970 stellte die Töpferei Schmidt Blumentöpfe her. Während des Aufschwungs in den 80er Jahren konnten bis zu zehn Mitarbeiter beschäftigt werden. Im Laufe der Jahre bildete der Generationenbetrieb Schmidt viele Jugendliche im Töpferhandwerk aus. Nach Voranmeldung führt Hans-Werner Schmidt Besucher gerne durch die Töpferei und gibt fachkundige Erläuterungen.

Ehemalige Ölmühle



Foto: Thomas Lindelauf

Die etwa 300 Jahre alte Ölmühle der Familie Paul Schumann diente bis 1942 der Ölgewinnung aus Raps, Rübsen, Bucheckern, Sonnenblumen und Leinsamen. Das Öl fand Verwendung für Haushalts- und Stalllaternen sowie für Bergmannslampen.

Der Antrieb des überschlägigen Wasserrades erfolgte durch das Wasser des Dreisbaches. Das Wasserrad trieb den Kollergang an. Hier wurde das Mahlgut zerquetscht, dann auf einem Ofen erwärmt und in der Keilpresse ausgepresst. Sechs Pfund Ölfrucht ergaben einen Liter Öl. In einem Arbeitsgang (Geschläg) wurden 60 Pfund Mahlgut verarbeitet. Der Ölkuchen (Treber) war ein hochwertiges Viehfutter. Einmal stillgelegt, begann der Verfall des Gebäudes und seiner technischen Einrichtung, bis sich der jetzige Eigentümer entschloss, das seltene Denkmal samt der inneren und äußeren Technik zu restaurieren. 1980 wurde das Dach der Mühle neu eingedeckt und das Eichenfachwerk, ehemals mit Lehmgefächern, mit Bimssteinen ausgemauert, verputzt und gestrichen. 1983 wurde ein neues Wasserrad gefertigt, diesmal aus Stahl, vormals war es aus Holz. Weiterhin wurde der Kennel, der Zulauf des Wassers auf das Rad, erneuert. Inzwischen wurden der Kennel und die Wand der Ölmühle zum Wasserrad nochmals erneuert, um der Nachwelt die alte Ölmühle als kulturhistorisches Objekt noch möglichst lange zu erhalten.

Sängerhütte

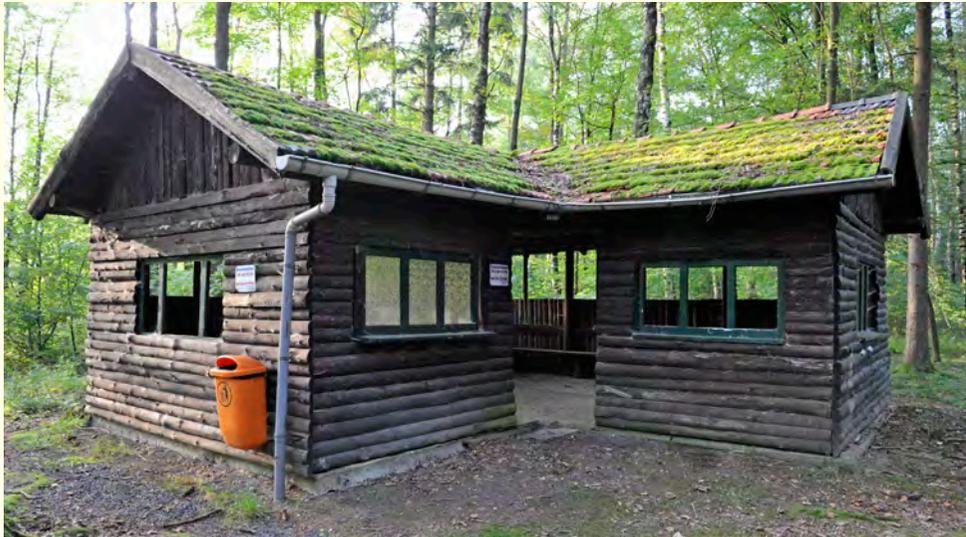


Foto: Thomas Lindelauf

Der Männergesangsverein Oberdreis wurde 1922 gegründet. Vielen Veränderungen und Schwierigkeiten trotzte der Verein und baute im Jahre 1975 eine Grillhütte im nahe gelegenen Wald. Viele fleißige Hände waren mit Liebe, Sorgfalt und handwerklichem Geschick daran beteiligt. Beim Einzug bzw. anlässlich des ersten Hüttenfestes gab man ihr den Namen „Sängerhütte“.

Dass die Sängerhütte heute noch steht, ist gar nicht so selbstverständlich, wenn man sich die kuriosen Umstände kurz nach ihrer Errichtung in Erinnerung ruft.

Unmittelbar nach der Erbauung hätte die Hütte beinahe gleich wieder abgerissen werden müssen. Die Bodenplatte war nämlich ohne Baugenehmigung in den Wald betoniert worden. Den Sängern wurde sogar mit Gefängnis gedroht, wenn die Hütte nicht entfernt werde. Seitens des MGTV machte daraufhin die Meinung die Runde, dass dann jeden Tag ein anderer Sangesbruder einsitzen müsse. Letzen Endes einigten sich Behörden und Verein auf den Erhalt der Hütte.

Inzwischen hat der MGTV die Hütte an den Verkehrsverein Oberdreis/Dendert abgetreten, der sie jetzt auch instand hält. Heute sind Ortsansässige und Fremde froh, dass es die Sängerhütte gibt. Sie ist als offene Rast- und Schutzhütte auf den Karten der Region verzeichnet und dient als beliebter, weit hin bekannter Treffpunkt, um zu gemeinsamen Wanderungen und Aktivitäten in den Oberdreiser Wald zu starten oder sie hier enden zu lassen.

Beilstein



Foto: Thomas Lindelauf

Der „Beilstein“ aus Basalt entstand während der tertiären Vulkantätigkeit im Westerwald vor etwa 20 Millionen Jahren. Er reiht sich ein in andere Erhebungen in der Nähe wie dem

Oberdreiser Kopf, dem Oberdreiser Basaltsteinbruch, dem Wilden Stein bei Hilgert und dem Roßbacher Prangenberg. Das devonische Deckgebirge durchbrach seinerzeit nicht ganz. Erst im Laufe der Zeit wurde der Basaltfels durch Verwitterungsprozesse sichtbar freigelegt.

Der Felsbrocken gliedert sich relativ plattig. Seinen größeren Namensvetter im Nachbarort Wahlrod kennzeichnet dagegen eher eine Säulenstruktur. Der Unterschied kann mit dem schnelleren oder langsameren Erkalten des Vulkangesteins erklärt werden.

Seinen Namen verdankt der Fels wahrscheinlich dem mittelhochdeutschen *Biule*, das so viel wie Schwellung oder Bodenhebung bedeutet. Etliche Orte und Flure, wie Steimel und Beul in unserer Nähe, verdanken dieser Bezeichnung ihren Namen.

Erstmals 1939 und dann noch mal 1970 wurde der „Beilstein“ als Naturdenkmal ausgewiesen.

Ehemaliger Hendschhof

- 1450 trifft man in Oberdreis auf den Namen Hensch.
- 1573 16.02. erster Hinweis auf den Hen(d)schhof durch den Pächter Theiß Lang, der dem Grafen Johann von Wied Gehorsam schwor.
- 1612 wird der Hof nach dem Tode des Grafen Wilhelm IV. von Wied an seine Töchter übergeben.
- 1620 12.12. war der Hof im Besitz des Grafen Hermann II., der ihn für 2100 Gulden an Hans Bertramb von Herspach (Herschbach) zu Bellen verkaufte, jedoch die Hälfte der im Kaufbrief genannten Grundstücke als sein freies Eigentum betrachtete.
- 1660 verwirrte Eigentumsverhältnisse, Georg Wilhelm von Berrenkodt verkauft seine anteiligen Güter aus Roßbach und vom Hof Freiort aus der Hand von Graf Johann Ernst an Albert von Sayn-Wittgenstein.
- 1708 Pastor Johann Ludwig Mutzelich zu Croppach (Krobbach) verpachtet den Hof für 2 Malter Hafer an Theiß Heutzenroth.
- 1724 14.09. sind Theiß Heutzenroth und das gräfliche Haus zu Dierdorf je zur Hälfte Eigentümer vom Hendschhof sowie vom Hof Freiort.
- 1729 12.01. bemühten sich der Schultheiß Herbert Mallerstein, der Gerichtsschöffe Ernst und der Waldknecht Thönges Hachenburger um eine Verpachtung des Hofes.
- 1753 wurde der zuvor von der Gräfin Sophia angekaufte Hof von deren Sohn Ludwig Adolf an die Ortsansässigen Anton Zimmermann, Schäfer, Müller und Johann Peter Öttgen verpachtet.
- 1765 bis 1789 Verpachtung an die Familien Lütsch, Mahler, Hachenberg und Born, die ihre Besitzungen in die Lautzelter Gemarkung mit 109 Ruten Land „Bey der Lautzelter Trift“ ausdehnen. Die Trift ist ein Hüteweg aus den Dörfern zu den damals noch offenen Weiden. Es ist anzunehmen, dass es sich hier um den heutigen Gemeindeverbindungsweg zwischen Oberdreis und Lautzert handelt.
- 1813 steht der Hof im Eigentum des Herzogtums Nassau, das ihn an Andreas Selbach, Ludwig Zimmermann, Peter Hofmann und Heinrich Udert verpachtet.
- 1822 Landtausch mit der Dierdorfer Kirche
- 1824 bis 1878 im Besitz des Hauses zu Wied. Um 1840 wurden Grundstücke des Lautzelter Christian Juhn adjungiert, aber um 1850 nach Ablösung der Reallasten (Zehnt) wurden die Grundstücke zu Lautzert durch das Schöffengericht in Steimel dem Lautzelter Christian Juhn und dessen Kindern wieder zugesprochen.
- Nach 1878 sind Hof und Güter in privaten Besitz gelangt. Hiernach verstummen weitere Aufzeichnungen. Dem Hof mag es wie dem Freierter Hof ergangen sein, wo der Bevölkerung die Reste als Baumaterial für die ansässigen Häuser in Oberdreis dienten.

Dorfweiher

In Oberdreis soll es früher mehrere Brandweiher gegeben haben. Vor allem auf den Dorfweiher, der sich im Eigentum der „Evangelischen Kirche im Rheinland“ befindet, ist im Brandfall zugegriffen worden, so beispielsweise Anfang der 1860er Jahre, als Stallungen und Scheune gegenüber der Töpferei lichterloh brannten. Der Weiher wurde und wird vom Quellwasser aus dem heutigen Biotop gespeist.

Der Dreisbach war damals nur ein Rinnsal. Daher wurde das Wasser des Weihers in den Dreisbach geleitet und gestaut. Von dort konnte der Brand mit der Spritze gelöscht und die Gefahr gebannt werden, dass das Feuer auf die nur wenige Meter entfernten Wohnhäuser übergriff. Schweine und Rinder wurden gerettet, doch Stallungen und Scheune brannten bis auf die Grundmauern nieder.

Als am 9. Januar 1853 die Kirche von Oberdreis brannte, bildeten die Oberdreiser Bürger vom Weiher aus eine Löschkette. Eimer wurden von einem zum anderen weitergereicht, die vollen Eimer hin, die leeren Eimer zurück, bis die Kirche gerettet war. Der Dachstuhl allerdings brannte nieder (nach-

zulesen in Paul Deussens Erinnerungen *Mein Leben*).

An den Samstagen trafen sich die Frauen hier am Dorfweiher, um auf der Bleichwiese, die vor dem Weiher gelegen war, ihre Wäsche zu bleichen, die sie zuvor in Kesseln zu Hause gekocht hatten. Auch für die Oberdreiser Mädchen und Jungen hatte der Dorfweiher seinen Reiz; sie ruderten auf Waschbütten herum und ließen sich vergnügt ins Wasser fallen. Heute wird der Weiher zur Aufzucht von Forellen genutzt.

Unmittelbar gegenüber dem Pfarrhaus, wo jetzt die Deussenstraße verläuft, erstreckte sich dorfeinwärts ein noch größerer Weiher, der reich mit Karpfen bestückt war, welche, wie Paul Deussen erzählt, der Küche des Pastors zugute kamen. Dieser Karpfenteich war freilich häufig verschlammt und verschilfte im Laufe der Zeit.

Rechts vom Weg auf den Aussiedlerhof zu, wo sich der Birnbach durch die Wiesen schlängelt, deutet die Flurbezeichnung „Auf dem alten Weiher“ auf eine weitere Weiheranlage hin, die in früheren Zeiten bei Bedarf geöffnet wurde, um das Wasser dem Dreisbach zuzuleiten.

Biotop

Stellvertretend für die in Oberdreis und Umgebung zu findenden Feuchtbiotop wurde dieses in Dorfnähe gelegene Biotop reaktiviert.

Es soll zukünftig als Vorzeigebiotop eine wichtige Rolle übernehmen. Hier kann der Interessierte Tiere beobachten und Pflanzen betrachten, die andernorts kaum oder gar nicht mehr zu finden sind.

Die beerentragenden Gehölze, Hecken und Büsche spielen in Verbindung mit der Wasserfläche eine wichtige Rolle. Amphibien wie Wasserfrosch und Grasfrosch, Erdkröte und Teichmolch sowie der streng geschützte Kammmolch können sich in solche Refugien zurückziehen. Auch Vögel haben in diesen Gebieten die Möglichkeit, sich zu verstecken, Nahrung zu finden und sich zu vermehren. Zurückgezogen in den hiesigen Feuchtgebieten haben Vögel wie Fitislaubsänger, Zilpzalp (oder Weidenlaubsänger), Buchfink, Heckenbraunelle und Sommergoldhähnchen ihr Zuhause. Auch der überaus seltene Flußregenpfeifer lebt in unserer Nähe.

Wer aufmerksam den Himmel beobachtet, sieht des Öfteren im Sommer, vor allem wenn die Landwirte ihr Heu ernten, Rotmilane am Himmel fliegen. Auch der Schwarzstorch findet in unseren Wäldern Nahrung.

Um die Vielfaltigkeit der Biotop zu erhalten, muss der Mensch gelegentlich helfen. Wenn Rasen gemäht oder Gehölze stark zurückgeschnitten werden, mag dies auf den ersten Blick nicht immer schön aussehen. Diese Pflegemaßnahmen sorgen aber für eine ausreichende Verteilung von Sonne und Schatten. Von Zeit zu Zeit ist daher eine sorgfältige Prüfung notwendig.

Ein Biotop bietet Tieren und Pflanzen die Möglichkeit, in unseren Gärten, auf den Feldflächen und Wegrändern wieder heimisch zu werden und das Leben auf dem Lande auf ihre Weise zu bereichern.

Diese Bank lädt dazu ein, in Ruhe Platz zu nehmen, um aufmerksam unsere schöne Flora und Fauna anzuschauen.

Tongrube



Im Oberdreiser Schacht, wie man die Tongrube landläufig nennt, wurden verschiedene Sorten Ton abgebaut. Es gab weißen und roten, mageren Ton. Der rote Ton enthielt 0,8 – 1,2 % Eisen, normalerweise sind es

über 2 %. Deshalb war der Ton von Oberdreis besonders hochwertig. Auch bläulicher Ton, die fette, beste Sorte, wurde gefördert.

Zeitweise bauten gleichzeitig 35 Leute den Ton ab, der stufenweise (3,0 - 4,0 m, zuletzt 2,5 m Höhe) in Serpentinengewinnen wurde. Der Abraum, die Erde, die vor dem Tonabbau entfernt werden musste, wurde im Bereich „Bachholz“ aufgetürmt. Ein hoher Wall, heute mit Fichten bewachsen, zeugt von den Erdmassen, die ausgehoben werden mussten.

In den Tongruben stachen Tonstecher, so hießen die Arbeiter, den Ton zu Schollen aus. Jeder Arbeiter hatte mit reiner Muskelkraft täglich die Förderleistung von 5 t Ton zu erbringen! Befand sich der abzubauenen Ton unterhalb der Loren, wurde er aufgespießt und in die Loren geworfen.



War der Ton oberhalb der Loren, warf man ihn auf Blechrutschen. Über die Blechrutschen wurde Wasser gegossen, das den Ton dann in die Loren transportierte.

Als das elektrische Messer erfunden wurde, wurde die Arbeit zwar leichter, doch jetzt musste jeder Arbeiter statt 5 t täglich 10 t Ton fördern, so dass sich so mancher nach der Zeit zurücksehnte, als noch mit dem „Fußspaten“ gearbeitet wurde.

Versuche, den Ton in den 30er Jahren mit einem Schaufelbagger zu gewinnen, wurden wieder aufgegeben, nachdem der Bagger in die Grube abgerutscht und die Bergung zu teuer war. So wurde weiter von Hand geschürft.

Je tiefer der Ton lag, desto sandiger wurde er. Vor allem in der Sandkaul wurde Tonsand abgebaut, der vorwiegend für feuerfeste Produkte verwendet wurde.

In der Fabrik der Tonzeche „Guter Trunk Marie“, kurz GTM genannt, wurde der gebrannte Ton (Schamott) mit trockenem Ton gemahlen und je nach Qualität der Steine miteinander gemischt. Von diesem Material wurde feuerfeste Ware hergestellt, beispielsweise feuerfeste Steine für die Eisengießerei. Die Fertigprodukte wurden mit der Bahn der Eisenerzgrube Roßbach, der sich die Tonzeche „Guter Trunk Marie“ angliederte, nach Raubach gebracht und von dort aus weiter nach Oberhausen zu den Hochöfen geliefert.

Auch heute sind Tonvorkommen vorhanden, die fast an Oberdreis heranreichen. Proben aus drei bis sechs Meter tiefen Schürflöchern im gesamten Wald bestätigten, dass unter dem Basalt noch Ton zu finden ist. In Teilbereichen der Tongrube kann der Ton mit bloßem Auge gesehen werden.

Inzwischen ist der Tonschacht zum Rückzugsgebiet für eine vielfältige heimische Tier- und Pflanzenwelt geworden. Immer wieder betonen Fachleute, wie wichtig es ist, den Schacht und sein natürliches Umland zu hegen und zu pflegen.

Photovoltaikanlage



Foto: Thomas Lindelauf

Die Anlage wurde in der Zeit von August 2010 bis März 2011 erstellt. Der Einspeisepunkt ist die Schrankstation der Süwag an der L 268, ca. 900 m entfernt. Durch die Gesamtanlage (3 MWp) ergibt sich hochgerechnet auf 20 Jahre eine vermiedene CO₂-Belastung von ca. 36.000 t, wobei der Anteil für die Ortsgemeinde (700 kWp) ca. 8.400 t ausmacht.

Technische Daten:

Gesamtfläche der Anlage:	ca. 5,6 ha
Flächenanzahl Module:	ca. 2,0 ha
Gesamtleistung:	2.987,00 kWp
• Anteil Ortsgemeinde:	698,36 kWp
Modulanzahl (Solar-Fabrik Freiburg):	12.240 Stück
• Anteil Ortsgemeinde:	2.896 Stück
Nenn-Leistung/Modul:	230-245 Watt
Anzahl der Siemens-Wechselrichter:	2 Stück
Leistung der Wechselrichter:	1 und 2 MW
• Anteil Ortsgemeinde:	1 MW
Kabellänge gesamt:	ca. 20 km
Kosten der Anlage (netto):	ca. 8 Mio €
• Anteil Ortsgemeinde:	ca. 2 Mio €
Einspeisevergütung:	28,43 ct/kWp
Hochgerechneter Ertrag/Jahr:	ca. 950 kWh/kWp
Summierter Strom-Ertrag/Jahr:	ca. 2,846 MWh
• Anteil Ortsgemeinde:	ca. 0,655 MWh

Eingefallener Weg

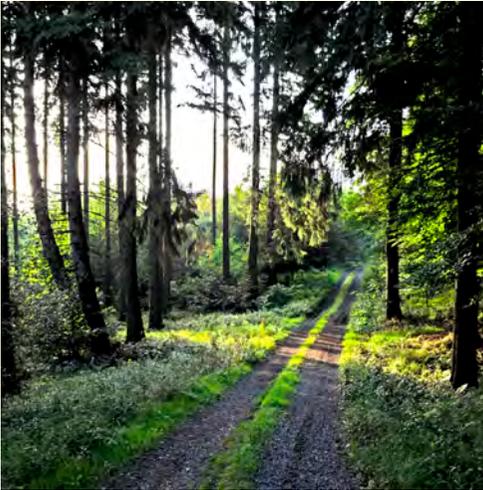


Foto: Thomas Lindelauf

Seinen Namen verdankt der in nordwestlicher Richtung verlaufende „eingefallene Weg“ der Zeit, in der man den Tonabbau nicht nur im „oberflächigen“ Tagebau, sondern auch „unter Tage“ förderte. Dadurch entfiel das aufwendige Beseitigen des über der Lagerstätte liegenden Abraumes; gleichzeitig konnte der wertvolle „weiße“ Ton gezielter gewonnen werden. Hierzu wurden seitliche Stollen zur „unterirdischen“ Tonausbeute angelegt, die durch das Verbauen von sogenanntem Grubenholz gegen die Gefahr des plötzlichen Einstürzens gesichert wurden. Trotzdem kam es immer wieder vor, dass durch Verwerfungen im oberirdischen Gelände die tiefer liegenden Stollen dem Druck von oben nicht mehr standhielten und ein Absinken der Erdoberfläche die Folge war. So erklärt

sich auch die Herkunft der Bezeichnung „eingefallener Weg“. Die ursprüngliche Höhe dieses alten Weges entsprach in etwa dem hangseitigen oberen Geländeverlauf.

Der unterhalb des eingefallenen Weges stockende, knapp hundertjährige Fichtenbestand hat im Laufe seines langen Baumlebens ebenfalls unter den Folgen der Absackungen gelitten. Die Fichten auf dieser Fläche sind gekennzeichnet durch sogenannten Wimmerwuchs, d. h. starke Krümmungen im Stammverlauf. Durch das Einfallen der unterirdischen Stollen geraten die auf dem Waldboden wurzelnden Fichten in Schiefelage und gleichen diesen statischen Nachteil durch stärkeres Dickenwachstum auf einer Stammseite aus.

Da die Tonabbauf Flächen mit der Bezeichnung „Guter Trunk Marie“ dem Bergrecht unterliegen, handelt es sich bei den wimmerwüchsigen Fichten mit geringerer Qualität um typische Bergschäden. Vereinbarungsgemäß wurden in der Vergangenheit diese Mindererlöse beim Holzverkauf von der damaligen abbauberechtigten Firma „Martin & Pagenstecher“ entschädigt.

Quarzitbruch-Weiher

Im 19. und 20. Jahrhundert waren die jetzigen Weiher ursprünglich Quarzit-Brüche.

Hauptsächlich wurde der Quarzit in den Wäldern von Oberdreis und Berod abgebaut. Die Schmalspurbahn bzw. die spätere Feldbahn transportierte den Rohstoff durch die Roßbacher Gemarkung nach Raubach. Später erfolgte die Verladung vom LKW auf Bahnwaggons am Güterbahnhof in Altenkirchen. Der hiesige, besonders gute Quarzit wurde beispielsweise für hochwertige Silikatsteine verwendet.



Ein Arbeitsplatz an den Quarzit-Brüchen von Oberdreis war sehr begehrt, da es sonst in der Gegend kaum Arbeit bzw. Industrie gab und die meisten Einwohner von der Landwirtschaft lebten. Bei der Stellenvergabe wurden die Bürger der Gemeinden Oberdreis, Berod und Roßbach bevorzugt, so dass so mancher Fremder seine Bleibe in Oberdreis und Umgebung suchte. Anders als in den Tongruben, wo die Tonstecher, so hießen dort die Arbeiter, im Akkord den Ton mit reiner Muskelkraft austachen, schnitten und heraushoben, wurde der Quarzit „geschossen“ (gesprengt), an manchen Tagen mehrfach, dann wiederum für Tage überhaupt nicht.

Mit einem langgezogenen einmaligen Ton des Horns wurde gewarnt: Es knallt gleich! Quarzit-Lagen von bis zu 2 Metern wurden mit Löchern und Sprengstoff versehen. Ertönte das Horn zweimal kurz hintereinander, ging es wirklich los. Die Sprengsätze wurden gezündet. Blies der Sprengmeister dreimal ins Horn, dann gab er bekannt, dass die Sprengung erfolgreich war. Fehlzündungen kamen auch vor. Das Ziehen der Zündschnur war dann mit erheblichem Risiko verbunden.

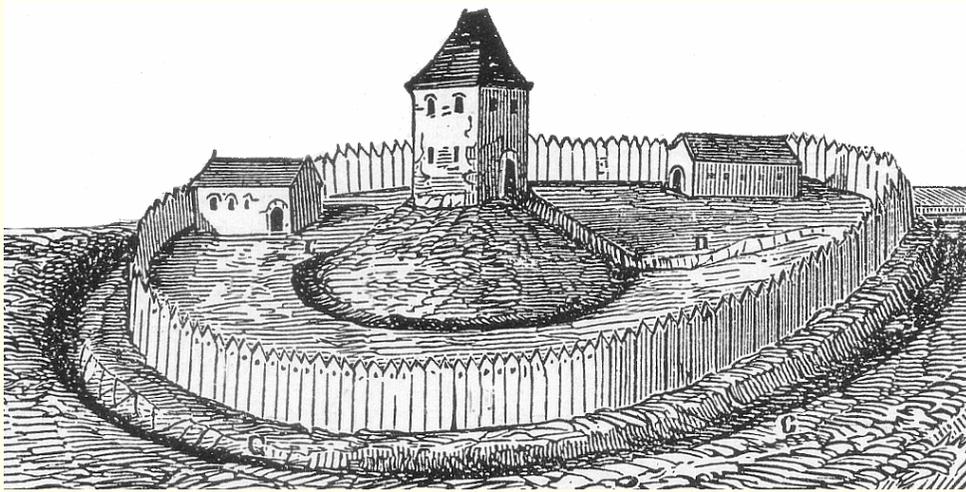
„Findlinge“ (Quarzit-Brocken), die zu groß waren (man fand sie auch vereinzelt in der Tongrube), wurden erneut „gehext“ (gesprengt). Sprengstoff wurde dann mit Schlamm auf den „Findlingen“ befestigt und gezündet. Wenn etwas zum Tragen zu schwer, zum Sprengen zu klein war, nahm man auch den Hammer zur Hand, um den Quarzit zu teilen. Die besten Stellen hierfür zeigten die sog. Regenrinnen oder Furchen an.

War diese Arbeit getan, wurde der Quarzit abtransportiert. Immer zu zweit arbeiteten die Männer und luden mit den Händen den Quarzit in Kipploren. Diese wurden mit der Seilwinde, der Haspel, den Bremsberg hoch auf die Rampe gezogen, und von dort wurde das Material in eine große Lok entleert.

Ging der Quarzit in einer Grube zur Neige, suchte man nach neuen Vorkommen. Bei Erfolg wurde der „Abraum“ (Mutterboden) entfernt, und der Abbau begann von vorn.

Da allmählich die letzten Vorkommen entnommen wurden und auch der Bedarf enorm nachgelassen hatte, wechselten die verbliebenen Arbeiter von den Quarzit-Brüchen zur Tongrube. Die Quarzit-Gruben wurden rekultiviert, also mit Abraum gefüllt und mit Lupinen bepflanzt. Da aber das Geld knapp war, überließ man einige Minen sich selbst. Die Natur gewann die Oberhand, die Brüche füllten sich mit Regenwasser, Pflanzen und Tiere übernahmen das Refugium, es bildeten sich idyllische Weiher, die sich heute in Pächterhand befinden.

Motte



Motte (franz.) bedeutet „kleiner Hügel“, bezeichnet hier eine mit Wasser umgebene und überwiegend aus einer Holz-Steine-Erde-Konstruktion gebaute mittelalterliche Wohn- und Wehranlage.

Aus der Motte ging ein Hof hervor. Nach dem Tod des letzten männlichen Reichensteiners am 18. Juli 1506 und dem Einzug des Reichensteiner Lehen am 9. November 1528 ging der Hof in fürstlich-wiedischen Besitz über.

Die Einnahmen standen je zur Hälfte der Oberdreiser Kirche und dem wiedischen Hause zu. Durch Verkauf und Vererbung wechselten ständig Besitzer und Pächter des Hofes, der nach Jahrhunderten des Hin und Her wieder in den Besitz des Fürsten zu Wied gelangte. 1840 und 1850 wurden die landwirtschaftlichen Grundstücke (20 Morgen Ackerland) aufgeforstet; sie befinden sich bis zum heutigen Tage in Besitz des Fürstenhauses. Durch die Aufforstung hatte die Kirche Oberdreis ihren Zehntanteil an den Grundstücken verloren. Es kam zum Vergleich und Tausch von Grundstücken, die – heute ebenfalls als Wald – im Eigentum der Kirche stehen und unmittelbar an den fürstlichen Wald angrenzen. Von der landwirtschaftlichen Bebauung des Hofes findet man keine Reste mehr, da im ausgehenden 19. Jahrhundert eine rigorose Entnahme von Steinmaterialien stattfand, die als Baumaterial und Hausfundamente verwendet wurden. Immerhin sind noch die Hügelfläche, auf der einst der Wohnturm stand, und Erderhebungen der Vorburg auszumachen. Das Gelände steht seit 1989 unter Grabungsschutz.

Saubuche



Foto: Thomas Lindelauf

Die als Naturdenkmal geschützte „Saubuche“ steht fest verwurzelt mit einem geschätzten Alter von über 200 Jahren als solitärer Baumriese im Oberdreiser Waldort „Kessel“. Leider hat der Orkansturm „Xynthia“ vom 28. Februar 2010 die Hauptkrone der Rotbuche abgebrochen, so dass nur noch ein gewaltig dimensionierter Baumstumpf in den Himmel ragt. Die verbliebenen starken Seitenäste sind noch „grün“ und halten den uralten Baum weiter am Leben.

Anfang der 90er Jahre war die im unteren Stammkörper hohle Saubuche so gespalten, dass durch die Lücke eine erwachsene Person passte. Im Laufe der Zeit hat der Baum durch das jährliche Überwallen mit gesundem Holz den Spalt fast verschlossen und sich dadurch statisch wieder gefestigt.

Die Saubuche stockt wie erwähnt im sogenannten Walddistrikt „Kessel“. Der Name „Kessel“ kommt aus der Jägersprache und bedeutet, dass die in diesem Waldgebiet vorkommenden Wildschweine tagsüber als Rotte (Familie) in ihrem Kessel liegen, d. h. in ihrem Schlafplatz verweilen.

Im Jagdgebiet „Kessel“ gibt es außerdem standortbedingt mehrere sogenannte Suhlen. In diesen vernässten Tümpeln nehmen die Sauen gerne ein Schlammbad, denn diese Körperreinigung dient dem Fernhalten von Fliegen und lästigen Stechmücken.

Nach dem Suhlen scheuert sich das Schwarzwild mit Vorliebe an rauhrindigen „Sau-Buchen“.

Alte Eibe



Foto: Thomas Lindelauf

Die als Naturdenkmal geschützte Eibe (lat. *Taxus baccata*) am Oberdreiser Kopf ist geschätzte 150 bis 200 Jahre alt, zwischen 8 und 10 Meter hoch und steht als „Relikt“ in Zwieselform zusammen mit einer Baumgruppe amerikanischer Roteichen im früheren Forst- oder Pflanzgarten. In diesem sogenannten Forstkamp wurden Sämlinge einheimischer Waldbäume zur eigenen Forstpflanzenanzucht großgezogen, die dann im hiesigen Gemeindewald als junge Kulturpflanzen bei der Aufforstung wieder in den Waldboden gesetzt wurden. Der Forstmann spricht von sog. autochthonen Herkünften, d. h. diese „bodenständigen“ Forstpflanzen sind schon an die klimatischen und standörtlichen Verhältnisse in dieser Region angepasst. Die Eibe ist eine ausgesprochene Schattholzart, wächst außerordentlich langsam und kann über 1000 Jahre alt werden. Sie ist zweihäusig, besitzt entweder männliche oder nur weibliche Blüten an einem Baum. Die „weibliche“ Eibenform bildet nach ihrer Bestäubung und Reife rote, fleischige Früchte als becherartige Scheinbeeren aus, deren Samen (sehr) giftig sind.

Ehemalige Tonzeche



Den in der Gemeinde Oberdreis gelegenen Tonfeldern wurde am 30.11.1858 im Namen des Fürsten Hermann zu Wied die Bezeichnung „Guter Trunk“ sowie der Name „Marie“ verliehen. Am 15. Mai 1863 wurden die Tonfelder unter „Guter Trunk Marie“ zusammengefasst. Erzählungen besagen, dass der Name entstand, als Mitglieder der Gewerkschaft

(im bergrechtlichen Sinn eine Kapitalgesellschaft) bei großer Hitze vor der Mutung die Fundgrube besichtigten. Als man über großen Durst klagte, habe ein anwesender Oberdreiser aus der nahen Quelle, dem „Börnchen“, gutes kühles Wasser herbeigebracht. „Das ist aber ein guter Trunk!“, – soll einer der Herren ausgerufen haben. Spontan wurde beschlossen, das erste Feld „Guter Trunk“ zu nennen. Zudem darf man annehmen, dass „Marie“ aus Verehrung für eine ansehnliche Frau gewählt wurde.

Bekannt war das Vorkommen von Ton in Oberdreis bereits seit dem 17. Jahrhundert. Nachweislich werden 1767 „weiße Hafener oder feine Tonerden“ erwähnt. In den ersten beiden Jahrzehnten scheiterten die Versuche, größere Mengen auszubeuten. Erst als am 30. Mai 1884 die Bahnstrecke Altenkirchen-Raubach-Siershahn-Limburg bzw. Engers eröffnet wurde, boten sich größere Absatzmöglichkeiten. Der Bau der Anschlussbahn zwischen Oberdreis und Raubach wurde im Frühjahr 1887 fertiggestellt.

Im März 1886 wurde mit dem Abbau der bis zu neun Meter mächtigen Tonlager begonnen. Der Tonabsatz war anfangs sehr schwierig. Ursache war die konservative Einstellung der abnehmenden keramischen Industrie und die zu hohen Eisenbahnfrachtkosten. Erst im Jahre 1891 einigte man sich auf einen einheitlichen Sondertarif für die gesamte Tonindustrie. Der Tonabsatz stieg kontinuierlich an, ab 1900 betrug er 20.000 t und mehr.

Ziegelsteine, Drainagerohre, Dachpfannen und feuerfeste Steine wurden gefertigt. Zwischen 1888 und 1890 wurden entlang des Weges von Oberdreis nach Roßbach Aufbereitungsanlagen und Öfen errichtet. Auch wurden ein großer Fachwerkbau, der Sumpf, Tonschneider, Mahlmühle, eine kleine Lokomobile und zwei kleine Öfen enthielt, sowie ein zweistöckiges Gebäude mit einem großen Rechteckofen und zwei Rundöfen mit ca. 60 t Inhalt erstellt. Von 1892 bis 1894

wurde die Herstellung von Ziegelsteinen allmählich aufgegeben. Die Produktion verlagerte sich auf die Herstellung von feuerfesten Steinen. Der permanente Preisdruck durch zu hohe Nebenkosten und der zunehmende Mangel an heimischen Arbeitskräften stellten die Rentabilität des Unternehmens in Frage.

Im Jahr 1909 entschied man, die alte Fabrikanlage zu entfernen. Neu aufgebaut wurden drei Rundöfen in massivem Gebäude und ein Ringofen mit Kamin. Hinzu kamen u. a. ein neuer Steinbrecher mit Kollergang und Mühlen.

Von März 1923 bis Februar 1924 stand die Fabrik aufgrund eines passiven Widerstands der Arbeiter fast vollständig still. Erst im März wurde mit kleinerer Belegschaft wieder produziert.

Die Steinfabrik ging in ausländischen Besitz über. Die Abnehmer sprangen ab, so dass die Steinfabrik von 1919 bis 1925 nur geringfügig produzierte.

1925 wurde mit der Gemeinde Oberdreis ein Quarzit-Ausbeutevertrag geschlossen. Diese überaus harte Verpflichtung legte fest, in welchem Umfang die Fabrik betrieben werden durfte. Die sinkende Qualität der Produkte sorgte dafür, dass sich die Kunden von der Gewerkschaft abwandten. Da es aber der Industrie von 1927 bis 1929 relativ gut ging, konnten neue Abnehmer gewonnen und Absätze gesichert werden.

Nach 1934 beschäftigte die Gewerkschaft 180 Angestellte und Arbeiter. Die während des Dritten Reiches beginnende Aufrüstung der Wehrmacht und der große Bedarf an Stahl machten an Ruhr und Saar neue Schmelzöfen notwendig. Die Produktion von feuerfestem Material stieg in der Tonzeche an. Das Wirtschaftswunder brachte einen erneuten Aufschwung.

In den 1960er Jahren führten neue Schmelz- und Fertigungstechnologien dazu, dass feuerfeste Produkte aus Oberdreis nicht mehr konkurrenzfähig waren. Die Lokomotive der Tonzeche startete zu ihrer allerletzten Fahrt am 14.11.1963.

